

mierter, Interaktion andererseits. Genaußhafte Tätigkeit und gewinnträchtige Arbeit sind zwei Seiten der gleichen Sache, aber nicht notwendig gleichgewichtige. Auf das Gewicht, das die erste Seite bekommt und die es innerhalb einer bestimmten Heimstruktur erhalten kann, kommt es an.

Zur Bestimmung dessen, was „lohnender Lebensort“ heißen soll, ist festzuhalten:

● Das Heim als „lohnender Lebensort“ ist nur zu denken als wechselseitiger Bezug, im Rahmen der Interaktionsbeziehung Erzieher-Kind, zwischen Erziehern und Kindern. Nur, was sich für die Erzieher „lohnt“, „lohnt“ sich auch für die Kinder (daß es für die Kinder auch außerhalb der Erzieher-Kind-Interaktion lohnende Momente geben kann, ist selbstverständlich; ob sie, beispielsweise in der Interaktion der Kinder untereinander, entstehen ist weder abhängig noch unabhängig vom Erzieher und der Heimstruktur und dem „Geist“ des Heimes).

● „Lohnender Lebensort“ ist nicht zu denken ohne das Spannungsverhältnis zwischen entfremdeter und nicht-entfremdeter Arbeit. Heimerziehung ist nie pure „Lohnerziehung“, aber auch nie pure „lohnende Erziehung“. Vom Heim als „lohnenden Lebensort“ sprechen heißt, das Spannungsverhältnis zu kennen und die „lohnenden“ Momente zu suchen.

2.

Der Titel der bremischen Broschüre heißt: „Heime in Bremen. Lebensorte für Kinder, nicht 'letzte Station'“. Der Titel hat bremisches Kolorit, auch wenn das Problem nicht nur bremisch ist. „Notwendig bleibt die permanente Überprüfung und Erneuerung der Erziehungskonzeptionen der Heime, ihrer Funktion als letzte Auffangstelle für Kinder und Jugendliche mit schweren Verhaltensstörungen“, heißt es in einer Senatsvorlage des Jugendressorts zur Zukunft der Erziehungshilfen in Bremen.

Und an anderer Stelle, Grenzen der Heimerziehung definierend, „... sie (die Heime, J.B.) bleiben aus strukturellen, juristischen und institutionellen Gründen auf eine Partialbehandlung beschränkt. Ein nachhaltig positives Ergebnis ist relativ selten.“ (3) Dieser senatorischen Polemik haben die bremischen Heime ihr Broschüren-Motto entgegengehalten: eine „letzte Auffangstelle“ kann kein Lebensort sein und ein Lebensort für Kinder darf nie als „letzte Station“ beschrieben werden. So gesehen enthält die selbstbewußte Äuße-

rung der bremischen Heime („Wir nehmen für uns in Anspruch...“) auch selbst einen Schuß Polemik: Ihr da im Senat kümmert euch einen Dreck um die Kinder und uns; ihr wollt uns und die Jugendlichen auf eine schlechte Wirklichkeit festklopfen; ihr entzieht uns alle Voraussetzungen für eine „lohnende“ Arbeit. Der Hauptvorwurf aber ist: Indem ihr unsere Institution zur letzten Auffangstelle erklärt, benennt ihr die Kinder und Jugendlichen, die zu uns kommen, als „Allerletzte“ und ernennt uns Erzieher zu ihren Verwaltern. Indem ihr sie und uns so definiert, macht ihr sie und uns dazu.

Das Gegenteil von dem ist, die schwierigsten, also die am meisten leidenden Kinder und Jugendliche, zu den Ersten zu erklären und sie also zu den Ersten zu machen. Wie Bruno Bettelheim zum Beispiel, oder Makarenko. Bettelheim war als „Parasit“ und als „Allerletzter“ behandelt worden, in einem deutschen KZ. Er erkannte dies als das pervertierte Extrem eines Systems, das seine Probleme per Ausschließung zu lösen trachtet. Er baute darum ein Heim, in dem er die Letzten zu den Ersten machte: kein Blechnapf für die vandalierenden Jugendlichen, sondern teures Porzellan, „echte Kunst“ an den Wänden und sogar den Lokus noch zum „lohnenden Ort“ ausgestaltet: Äußerlichkeiten vielleicht, aber Beispiele für eine pädagogische Haltung, die von der Dialektik von Benennung und Identifizierung weiß, oder von Makarenkos: aus dem Lump macht man nur einen Pionier, wenn man seine Lumpen verbrennt und ihn in eine Garde-Uniform steckt.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich zwei weitere Folgerungen:

● Ein „lohnender Lebensort“ wird niemandem geschenkt. Er muß erkämpft werden. Der Kampf um ihn wird selbst zu einem Moment seiner Bestimmung, — sofern er bewußt geführt wird.

● Als „lohnender Lebensort“ muß das Heim auch dann gegenüber anderen Beschreibungen verteidigt werden, wenn es dies in seiner vollen Bedeutung nicht ist, — sofern die Benennung von der Suche nach lohnender Praxis getragen wird und sie also Moment dieser Praxis ist.

3.

Wenden wir uns jetzt der senatorischen Grenzziehung zu. Mit der Erfahrung eines Heimleiters hat schon einmal jemand über „die Grenzen der Erziehung“ nachgedacht. Siegfried Bernfeld, — psychoanalytisch geprägter sozialistischer Pädagoge, 1919 Begründer des

Kinderheims Baumgarten bei Wien, jenes Heimes, in dem er einen „ernsthafte Versuch mit neuer Erziehung“ unternahm und das an einer bornierten Bürokratie scheiterte —, definiert die Grenzen ähnlich, aber anders (4): Wohl sind die Grenzen der Erziehung die „strukturellen, juristischen und institutionellen Rahmenbedingungen“, aber diese sind weder vom Himmel gefallen, noch inhaltsleere Abstrakta, sondern von Menschen produzierte, mit den Interessen herrschender Schichten durchtränkte und mit der Macht, die den herrschenden Institutionen zur Verfügung stehen, bis in die Psyche der Menschen hinein durchsetzte.

An anderer Stelle heißt es, den Kern seiner Auseinandersetzung um eine „neue Erziehung“ reflektierend, zur Disziplin in Erziehungsanstalten:

„Die Disziplin in Erziehungsanstalten ist nicht das Resultat rationaler Erwägungen; nicht aus den Zwecken und aus den Gegebenheiten wurde eine geeignete Bewältigungsform der Aufgabe Disziplin gestaltet; sondern man verwendete, als man sich vor den neuartigen Problemen, die eine Erziehungsanstalt bietet, sah, die anderwärts üblichen Methoden mit jenen Modifikationen, die jeweils nötig erschienen. Es gibt daher kein in jeder Hinsicht eigenartiges soziales Gebilde, das Disziplinform der Erziehungsanstalten heißen könnte, sondern Modifikationen und Kombinationen einer Reihe von Vorbildern. Die Vorbilder sind anderen Erziehungsstätten, dem Haushalt, der Schule, oder anderen Anstalten, der Kaserne, dem industriellen Betrieb, dem demokratischen Verwaltungsapparat (Parlament) entnommen; (unter Vernachlässigung der weniger wichtigen Vorbilder: Kloster, Spital, Gefängnis).“

Entscheidend für Bernfelds Auffassung ist: jedes Heim kann sein Material, aus dem es seinen spezifischen Stil entwickelt, nur aus dem nehmen, was in der Gesellschaft vorhanden ist; die Grenzen einer „vollen demokratischen Disziplin“, wie sie Bernfeld als Kern der „neuen Erziehung“ vorschwebt, sind darum die Grenzen einer „nicht-vollen“ demokratischen Gesellschaft, schärfer gesagt, einer Klassengesellschaft und nicht nur jener kapitalistischer Prägung. Aber so wie es wichtig ist, die Grenzen zu kennen und zu benennen, so wichtig ist es auch, die in der Gesellschaft vorhandenen Widersprüche zu untersuchen, Widerspruchs-Bewußtsein zu entwickeln, zu neuen Synthesen zu kommen, Faktoren auszumachen, die es erlauben, „die Sache der Menschheit“, nämlich ihre bewußte Vergesellschaftung, voranzutreiben.

Wiederum ergeben sich daraus Folgerungen:

● Die „strukturellen, juristischen und institutionellen Rahmenbedingungen“